Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt", herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 14 — Lemberg, am 14. Heuert — 1929

Umschau

Ernste Dinge, lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauern.

Die Ferienzeit ist da, die Zeit wo den Städtern das Pflaster unter den Füßen zu heiß wird. Sie gehen aufs Land. Zu uns kommen allerdings nur die Bescheidenen, denn die Reichen fahren an die See oder in Modebäder und die ganz Armen müssen daheim bleiben, weil sie weder Zeit noch Geld haben Manche Familie könnte zwar billigen Landaufenthalt haben, wenn sie bei den landwirtschaftlichen Arbeiten helfen wollte, aber über die Kluft zwischen Stadt und Land führt keine Brücke. Was? Den Bauern helfen, daß sie ihre Taschen noch mehr spicken? Und diese Schinderei soll etwa Erholung sein?

Jawohl, Landarbeit wäre eine Erholung für den Städter und würde manchem die Gesundheit erhalten. Und was die vollen Taschen der Bauern betrifft, so würde dieses Schlagwort binnen kurzem belächelt werden von denen, die eine Ernte ganz oder zum Teil mitgemacht hätten. Im Anfang kämen sie zwar zur Ueberzeugung, der Mensch sei ein Schneemann, der in der Sonne zerlaufen müsse, bald aber würden sie merken, daß doch etwas übrig bleibt: der sonnengebräunte, leichtatmende, sehnige, gesunde Mensch. Freilich muß, wer der landwirtschaftlichen Arbeit ungewohnt ist, nur allmählich mit ihr beginnen. Wer gleich zu Anfang den Ehrgeiz hätte, es den Geübten gleichzutun, der könnte sich nachher für acht Tage ins Bett legen und einen Liter Kampferspiritus oder Franzbrantwein in die schmerzenden Glieder reiben. Man sollte es nicht glauben: was ein Bauernjunge von 15—16 Jahren Tag für Tag spielend verrichtet, hält ein Städter nicht einen halben Tag lang aus. Die Uebung oder das Training, wie man es im Sport nennt, allmähliche Steigerung der Leistung bis zur Erreichung der vollen Leistungsfähigkeit müßten vorangehen.

Es werden tatsächlich Versuche gemacht, Arbeitspartien namentlich junger Leute unter eigenen Führern aufs Land zu bringen. Sollen solche Versuche gelingen, dann muß vorerst auf landwirtschaftlicher Seite viel Verständnis und Einsehen vorhanden sein, Spottlust schweigen und im Anfang der gute Wille für die Tat gelten. Der Bau der Brücke zwischen Stadt und Land wäre dann begonnen.

Die überwiegende Mehrzahl von uns Landbewohnern hat keine Ferien, keinen Urlaub. Während die Andern im Schatten sitzen oder im Wasser plantschen, müssen wir hinaus in die volle Glut der Sonne. Wir dürfen es ihr gar nicht einmal übel nehmen, daß sie so sticht und brennt, trocknet doch eben diese Glut auch unsre Ernte, damit wir sie ohne Sorge, wegen ihres Verderbs in die Scheuer bringen können.

Soweit ich unterrichtet bin, herrscht heuer in vielen Gebieten große Trockenheit. Die spät gesäte Gerste steckt noch in den Hosen und wird, wenn nicht ausgiebiger Regen kommt, darin stecken bleiben. Auch viel Weizen habe ich gesehen, der sich noch strecken müßte, um die gewohnte Länge zu erreichen. Die Rüben decken noch nicht den Boden, man sieht die Lerchen drin laufen. Und die abgemähten Futterschläge sehen wie Spielplätze aus. Der letzte amtliche Saatenstandsbericht lautet noch halbwegs günstig, der nächste wird, wenn das jetzt herrschende Wettek anhält, weniger gut ausfallen.

Etwas fällt heuer besonders auf, nämlich, daß das Getreide wenig Neigung zum Lagern hat. Nach einem Gewitter mit Sturmböen war ich ganz erstaunt, den Roggen, der damals schon längst ausgeschockt hatte, noch aufrecht zu finden. Das hängt wohl mit der kühlen Witterung zusammen, die bis tief in den Juni hinein herrschte und nur langsamen Wuchs gestattete. Die Knoten der Halme sitzen ziemlich eng aneinander. Für gewöhnlich sichert man sich Lagersicherheit durch entsprechend dünne Saat und Volldüngung. Heuer hat das die Natur ohne menschliche Hilfe zuwege gebracht.

Die Ernteaussichten sind also in vielen Gegenden nicht gut, zumal als man erwarten kann, daß sich der jetzt fehlende Regen um die Erntezeit einstellen wird. Daß heuer die Mähmaschinen gut arbeiten werden, ist nur ein schwacher und etwas bitterlicher Trost. Wenn etwas Rechtes auf den Feldern steht, scheuen wir die Beschwerden der Ernte weniger als wenn wie die Halme zusammenfangen müssen und in die Aehren nur Schmachtkörner sitzen.

Beim Ernten macht uns der Roggen die wenigste Schwierigkeit. Er fällt nicht so leicht aus und trocknet, einmal aufgepuppt, ziemlich rasch wieder ab, wenn er beregnet wird. Auch das Schwitzen in der Scheuer birgt wenig Gefahr in sich. Dagegen ist seine Länge ein Nachteil, wenn ein heftiger Wind übers Kornfeld geht. Da purzeln die Puppen und der Geier soll sie wieder standfest zusammenbringen. Wer eine Haubengarbe über jede Puppe stülpt und ein Strohseil herumwindet, der begegnet einigermaßen dieser Gefahr. Wer aber kann das zu drängender Erntezeit und in größerem Betriebe tun?

Der Roggen heißt gewöhnlich Korn und so nennt man über die ganze Erde hin die Hauptbrotfrucht, hier den Mais, dort den Reis und wieder anderswo den Weizen oder die Hirse. Leider ist aber bei uns der Roggen als Brotfrucht im Rückgang begriffen. Alles will weißes Gebäck aus Weizenmehl, ja nicht einmal dieses ist weiß genug, denn man muß es noch bleichen, obwohl dadurch zweifellos wichtige Stoffe vernichtet werden. Die Abneigung gegen das Roggenmehl ist vorerst in gesundheitlicher Hinsicht zu bedauern, dann aber auch aus volkswirtschaftlichen Gründen. Denn des roggenfähigen Bodens gibt es viel mehr als des weizenfähigen und unser Staat wäre auch bei erhöhtem Verbrauch imstande, den Bedarf an Roggen aus eigener Scholle zu decken. Ueberdies aber ist der Weizen viel anspruchsvoller als der Roggen und bedarf einer Düngung die sicher um ein Viertel höher ist als die zu Korn. Als Futter, zu dem Roggen oft notgedrungen verwendet wird, eignet er sich, unter allen Getreidearten am wenigsten.

Der Weizen steht vielfach im Gegensatz zum Roggen. Man muß ihn des drohenden Kornausfalls wegen schon in der Gelbreife mähen, er trocknet, einmal naß geworden, schwerer uns, ist aber in den Puppen standhafter als der Roggen. Der Roggen ist ein starker Strohlieferant, indem er auf gutem Roggenboden nur 30 Gewichtsteile Körner auf 100 Gewichtsteile Stroh ergibt. Der Körneranteil kann sich jedoch auf ärmeren Boden auch auf das Doppelte erhöhen. Ein solcher Roggen schüttet zwar gut, aber die Ernte aufs Hektar berechnet, ist schlecht. Bei Weizen, der für gewöhnlich auf bestem Boden steht, niedrigerer Temperatur als der Roggen, wächst daher bei verregnetem Schnitte leichter aus als dieser.

Die Sommergerste findet ihre höchste Verwertung als Braugerste. Wer sie dem Brauer verkaufen will, muß schon bei der Fruchtfolge und Düngung dessen eingedenk sein. Weiterhin aber muß er sie gegen Regen möglichst schützen und sie rasch in die Scheuer zu bringen trachten. Wer die Gerste auf unkrautfreiem Felde vollreif schneiden kann, wird sie nicht lang nachreifen lassen müssen, also diesem Ziele am nächsten kommen. Bei der Sortierung soll man nicht engherzig sein, sondern den Sortierzylinder hübsch weit aufmachen. Gleichmäßig vollkörnige Ware ist immer begehrt. Das Tausendkorngewicht liege zwischen 40—50 Gramm, die Keimfähigkeit der Körner sei hoch, mindestens 90 Prozent, glasige Körner darf es nur wenige geben. Die aussortierte Gerste ist ein gutes Futtermittel.

Der Hafer hat die Eigentümlichkeit, daß die Aehrchen der Rispe ungleichmäßig reifen. Man muß daher bei der Ernte einen Mittelweg einschlagen, indem man nicht auf die Vollreife der spätreifenden wartet, weil sonst die frühreifen ausfallen. Hafer hat bei der Mahd oft noch grüne Blätter und Stengel, doch darf man sich dadurch nicht irreführen lassen. Hafer ist ein ausgezeichnetes Futtermittel, nicht allein nahrhaft, sondern auch nervenanregend. Den Menschen schmeckt er nicht. Hafergrütze wird nirgends mehr gegessen und der Haferreis, den wir während des Krieges „genießen" mußten, ist wieder aus der Mode gekommen. Nur Kinder, die sich nicht wehren können, verdanken bisweilen der Weisheit ihrer Ernährer eine Ernährung mit Hafermehl und Haferflocken. Auch die Kindernährmehle bestehen größtenteils aus Hafermehl.

Die Gerste schwitzt sehr stark in der Scheune und der Hafer tut desgleichen, obwohl ich einmal in einem Lehrbuche gelesen habe, er schwitze nicht.

Von dem Gewichte der Gerstenfechsung entfallen 40—90 Teile Korn auf 100 Teile Stroh, von dem der Haferfechsung 40—60 Teile. Gersten- und Haferstrohl sind brauchbares Füllfutter, die auch gern gehäckselt werden, während Korn- und Weizenstrohl zur Einstreu dienen. Zu Pferdehäcksel aber nimmt mein Kornstroh.

Leider reicht mein Papier nicht, über die Ernte noch mehr zu schreiben. Doch kann ich mich damit trösten, daß über diesen Gegenstand nicht leicht einer etwas zu schreiben vermöchte, das den Landwirten nicht ohnedies schon bekannt wäre. Auch ich glaube, nur Bekanntes zusammengefaßt zu haben. —b.—

Juli, der Haupterntemonat

Hundstage hell und klar,
deuten auf ein gutes Jahr.

Im Althochdeutschen hieß der heißeste Monat, der die Hundstagshitze bringt, Heumonat. Das trifft heute insofern nicht mehr zu, als die Heuernte meistens in die zweite Hälfte des Juni fällt. Nur bei ungünstigem Wetter zieht sie sich in den Juli hinein.

Schnell werden auf den Weiden noch die Disteln gemäht und ab und zu ein paar Frühkartoffeln gehackt (unreife Knollen halten sich nicht lange!) und schon geht es über die Getreideernte her. Den Reigen beginnt der Rübsen, der von kleineren Landwirten noch ab und zu angebaut wird. Dicht gefolgt vom Raps, den auch der Großbesitz liebt. In der Gutswirtschaft Hohenheim ist der Rapsbau, der vor 50—100 Jahren dort sehr beliebt war, nach dem Kriege von neuem eingeführt werden. Er verteilt die Arbeit! und gilt als sehr günstige Vorfrucht. (Auf dem Versuchsfeld der Hochschule werden außerdem viele Rapssorten ausprobiert.) Des leichten Ausfalls wegen wird ihn niemand ohne Plane einfahren, die darnach direkt den Namen „Rapsplane" führt. Ein schlesischer Großlandwirt erzählte uns einmal, daß er keinen Raps mehr bauen wolle, weil die kritischen Tage des Einfahrens zu sehr auf die Nerven gingen, das Risiko sei zu gewaltig!

Doch im Juli ist keine Zeit zum Argumentieren. Jetzt gilt nur die Tat. Schon ist die Wintergerste schnittreif und muß herunter. Auch die Frühroggensorten warten nicht lange. Auf einmal ist alles so weit, so daß der Landwirt vielarmig sein möchte (genau wie die Hindus in Indien ihre Gottheiten mit 4—6 Paar Armen darstellen). Lieber fange man etwas früher an (in Puppen reift noch vieles nach), als daß nachher am Schluß bei jedem Sensenschnitt die Körner nur so herumspritzen. Der Schaden durch Ausfall ist dann viel größer, als wenn das erste Korn ein wenig schrumpfen sollte.

Wer eine Mähmaschine hat — alle größeren und mittleren Landwirte sollten eine haben —, der ist ja bedeutend schneller mit dem Getreideschnitt fertig, der kann schon zwischen den Stiegenreihen schälen oder Mist unterpflügen und Rüben pflanzen oder schließlich Stoppelfruchtbau treiben. Ein Tag im Juli ist hier mehr als eine Woche im August, besonders wenn es an der Keimfeuchtigkeit nicht mangelt.

Zu allem Ueberfluß an Arbeit muß der Julilandwirt auch noch ein Auge auf Schädlinge haben. Mit einer Bekämpfung ist es ja vielfach jetzt zu spät, aber kennen lernen soll man die Gefahr, um sie künftig abzudrehen. Solange die Kornböden leer sind, tue man etwas gegen die Speicherschädlinge. Es dürfte kaum einen Betrieb geben, der nicht irgendwie hierunter zu leiden hätte. Ueber das „Wie" gibt es billige Flugblätter. Rost, Brand, Gicht, Fliegenfraß, Blasenfüße, Fußkrankheiten, Milben und Nematoden... über alles muß der Landwirt Bescheid wissen, um darnach die Gefahr einschätzen zu können. Laufen beim Einfahren dicke Raupen emsig über die Tenne in Deckung, so 2—4 Zentimeter lang, so sind das Eulenraupen.

Bekommen die Frühkartoffeln schwarze Blätter und liegt man in einer anfälligen Gegend, so muß jetzt allgemein gegen die Krautfäule (Phytophora) mit Kupferpräparaten gespritzt werden. Die Amerikaner müssen das sogar mehrmals machen und verlieren nicht den Wirtschaftsmut. Auch den Hopfen muß man spritzen, wenn man sichere Ernten machen will. Die Weinrebe hat sich im Juli gegen ein ganzes kleines Heer von Feinden zu behaupten. Sie kann es meistens, wenn sie der Mensch verständnisvoll unterstützt. Auch im Obst- und Gemüsegarten und im Walde sind die Schädlinge jetzt in ihrem Element. Doch geht deren Bekämpfung bereits über den Rahmen der allgemeinen Landwirtschaft hinaus. Inspektor C. L.

Pflege des Stalldüngers

Ein altes Sprichwort sagt: „Des Landwirtes Düngergrube ist seine Goldgrube!" Daß will etwa nicht bedeuten, daß man auf derselben die Zlotystücke mit dem Besen zusammenfegen kann, sondern der Dünger kommt doch später auf den Acker, und der Landwirt wird bei richtiger Pflege seines Düngers sich so manche Wechselunterschrift ersparen. Um den Düngerhaufen dreht sich der gesamte Wirtschaftsbetrieb. Ist der Düngerhaufen groß und in Ordnung, dann ist es auch der ganze Wirtschaftsbetrieb. Ohne Dünger bei unseren hohen Ansprüchen an die Ertragsfähigkeit unserer Felder zu wirtschaften, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Was bei der Düngerpflege vernachlässigt wird, muß durch Geldausgaben beim Ankauf künstlicher Düngemittel ausgeglichen werden. Die beste Düngerstätte ist nichts wert, wenn die Behandlung des Düngers auf derselben nicht mit Sorgfalt geschieht. Der Düngerhaufen darf keiner Berg- und Talbahn gleichen, sondern er muß alle Tage sorgfältig gebreitet werden. Der größte Feind des Düngers auf der Dungstätte sind Wasser und Luft. Vor diesen Feinden muß der Dünger mit allen zu Gebote stehenden Mitteln geschützt werden. Der Dünger muß auf der Düngerstätte festgetreten werden, so daß die Luft fast völlig verdrängt wird. Es kommt dann nicht zur Salpeterbildung, der sich sonst bei loser Lagerung im Innern des Haufens bildet. Wird der Stallmist festgetreten, so wird die Luft ausgetrieben und Feuchtigkeit aus den tieferen Schichten heraufgeholt. Wo aber Jauche ist, kann keine Luft sein, infolgedessen kann auch keine Salpeterbildung vor sich gehen. Eine feste Lagerung wird erreicht, wenn das Jungvieh mehrere Stunden am Tage auf den Dunghaufen gelassen wird. Niemals darf man ihn aber durch Ueberpumpen von Jauche anzufeuchten suchen, denn hierdurch werden große Stickstoffverluste hervorgerufen. Bleibt an trockenen Tagen der Dünger nicht feucht genug, und ist dies durch Festtreten nicht zu erreichen, dann muß Erde darüber gefahren werden. Es darf keine Komposterde sein, sondern eine dünne Schicht stark humushaltiger Erde oder noch besser Torfstreu. Eine dünne Schicht alten Düngers als Unterlage auf der Sohle der Düngerstätte ausgebreitet, trägt dazu bei, den Stickstoff des darüber gelagerten frischen Mistes zu erhalten, durch die im alten Dung sich stark entwickelnde Kohlensäure. Gut erhaltener, richtig behandelter Mist muß bis in seine untersten Schichten noch das strohige Gefüge erkennen lassen, grünlich aussehen, feucht und leicht sauer sein und keine Schimmelbildung aufweisen. Dung, der zu einer speckigen, schwarzen Masse geworden ist, hat den größten Wert seiner Dungkraft bereits verloren und ist auf dem besten Wege zu vertorfen. Speckiger Dung ist das Zeichen einer nachlässigen Behandlung. Ist der Stalldünger auf der Düngerstätte nach Möglichkeit vor Verlusten geschützt worden, so kann durch unrichtige Behandlung auf dem Felde viel, ja sogar alles verloren gehen. Der Dung darf nicht auf dem Felde in kleinen Haufen längere Zeit liegen bleiben. Wertvolle Nährstoffe entweichen dann in die Luft, und wo der Dünger gelegen hat, entstehen Geilstellen. Das Beste ist es, wenn der Dung gleich nach dem Breiten untergeschält wird. Bleibt der Mist nach dem Breiten noch längere Zeit liegen, entstehen erhebliche Ammoniakverluste durch Wind und sonniges Wetter. Ist man gezwungen, um die Arbeit besser verteilen zu können, einen Dunghaufen auf dem Felde anzulegen, so muß die Sohle mit einer dicken Strohschicht, Häcksel oder Torfstreu bedeckt werden. Der Dung muß sehr fest darauf gepackt werden und ringsum mit Erde bedeckt sein. Zum Schlusse noch einige wichtige Punkte über die Verwendung und Wirksamkeit des Stalldüngers. Das Unterpflügen des Düngers hat so zu erfolgen, daß er nicht am Boden vertorft. Er darf nur verwesen. Man benutze vor allen Dingen keinen Vorschar. Wird mit dem Vorschar geackert, so wird die obere bakterienhaltige Bodenschicht nach unten gestürzt und der Dünger restlos begraben. Der Acker sieht oberflächlich wohl sauber aus, die Wirkung ist aber verfehlt. Es tritt dann eine Vertorfung des Stalldüngers ein, weil keine Luft hinzutreten kann. Aus gleichen Gründen darf der Dung nicht auf nassem schweren Boden untergebracht werden. Weil der Stalldünger immerhin eine gewisse Zeit zur Verwesung braucht, soll man ihn nicht kurz vor der Saat unterpflügen. Soll man frischen oder älteren Stalldung unterpflügen? Der Stalldungmist ist keine fertige Pflanzennahrung. Er soll erst durch Zersetzungsvorgänge in eine solche verwandelt werden. Ist es warmer, tätiger Boden, dann geschieht es natürlich schneller als bei kaltem, nassem und zähem Boden. Wenn es sich ermöglichen läßt, dann verwende man bei schweren Bodenarten Schafmist oder Pferdedung. Auf tätigen Böden wirkt der kältere Rinderdung besser. Schweinedung gehört auf den Komposthaufen. Er enthält am meisten unverdaute, keim-

fähige Unkrautsamen. Bezüglich der Stärke der Düngung gelten je ein Viertel Hektar 100 dz. als starke Düngung, 75 dz. als mittlere und 50 dz. als schwache Düngung. Das ganze Geheimnis der Düngerbehandlung läßt sich in zwei Worte kleiden: „Fest und feucht."

W. Nimietz, Rittergut Beddin b. Stolp i. P.

Landwirtschaft und Tierzucht

Die Wiesenmoosvertilgung

ist deswegen notwendig, weil in vermoosten Wiesen der Ertrag von Jahr zu Jahr abnimmt. Denn die guten Gräser werden durch das Moos allmählich ganz verdrängt und erdrückt. Dazu verfilzt die Moosdecke den Boden, wodurch die Austrocknung verhindert, die Versumpfung aber gefördert wird. Das Moos nistet sich besonders in nassen Wiesen ein. Dann macht man aber auch die Beobachtung, daß nährstoffarme Wiesen sehr vermoosen, denn in solchen Wiesen gehen die guten Pflanzenarten ein, und an ihre Stelle nisten sich genügsame ein, hauptsächlich aber das Moos, das sich immer mehr und mehr ausbreitet und schließlich auch die vorhandenen guten Gräser und Kräuter zum Verschwinden bringt. Wo große Nässe die Ursache des Mooses ist, muß Entwässerung und Austrocknung der Wiese vorgenommen werden, damit sie wieder wiederholte Bearbeitung mit Zugtieren verträgt, ohne daß diese einsinken. Nachdem die Wiese mit dem Exstirpator, dessen Messer auf 4 bis 5 Zentimeter eingestellt sind, kreuz und quer bearbeitet worden ist, wird die Wiese mit einer Moosegge abgeeggt, um die Wiesennarbe gründlich vom Moose zu reinigen. Das Eggen kann besonders gut im Herbste vorgenommen werden, besonders dann, wenn der Boden gehörig trocken ist. Durch eine solche Bearbeitung wird es möglich, daß die vom Moos bedeckt gewesenen Pflanzen bald wieder Licht, Luft und Vegetationsraum erhalten, so daß bald wieder eine üppige Vegetation von guten Wiesenpflanzen überhand nimmt. Selbstverständlich ist es wohl, daß eine solche Wiese auch reichlich gedüngt wird, da der zu geringe Nährstoffgehalt des Bodens eine weitere Ursache der Moosansiedlung ist. Man düngt hauptsächlich mit Phosphorsäure und Kali. Daneben ist auch eine Zufuhr von Stickstoff erforderlich. Durch Phosphor- und Kalidüngung erreicht man eine Vermehrung der Kleepflanzen und Schmetterlingblütler, durch Stickstoffdüngung wird hauptsächlich der Grasbestand gefördert und erhalten. E. R.

Das Unkraut an Feldrainen und Zäunen darf nicht zum Samentragen kommen.

Diese Warnung kann den Landwirten nicht oft genug zugerufen werden. Um welche Unkräuter es sich handelt, braucht nicht noch gesagt zu werden, da sie ein jeder in seiner Gegend zur Genüge kennt. Wohl aber muß darauf hingewiesen werden, daß die Unkrautsämereien sehr häufig nicht dort bleiben, wo sie gewachsen sind. Das bezieht sich nicht allein auf solche, die durch einen besonderen haar- oder filzartigen Samenträger weiter befördert werden, wie die Samen des Löwenzahns und der Distel, sondern auf alle Samenkörner ohne Ausnahme. Manche tragen selbst einen Haken an sich, um sich in dem Haar der sie streifenden Tiere festzuhaken. Andere sind an der Oberfläche mit einem Klebstoff versehen usw. Aber selbst die Körner, welche trocken, glatt und rund sind und daher keine direkten oder indirekten Verbreitungsmöglichkeiten zu haben scheinen, werden oftmals von der Entstehungsstelle fortbewegt, und zwar durch starken Wind. Man stelle sich doch einmal vor, welche großen Staub- und Steinkörner der Sturm mit sich führt! Demgegenüber bedeutetdas Fortführen vieler Samenkörnchen noch wenig. Da natürlich das nächstgelegene Ackerstück in erster Linie damit „besät" wird, hat jeder das eigenste Interesse daran, die Unkräuter nicht so weit kommen zu lassen. Deshalb mähe er sie beizeiten und, da die meisten noch eine zweite Tracht ansetzen, mehrmals ab. Er wird sich dadurch viel Arbeit bei der Ackerung ersparen. Geschieht das Abmähen der Unkräuter rechtzeitig und jedes Jahr, so werden viele von ihnen schließlich ganz ausgehen. Sie ersticken entweder im eigenen Saft oder können sich im nächsten Jahre, da kein neuer Same vorhanden ist, nicht wieder erneuern. Man nehme es also ernst mit ihrer Zerstörung und warte an den Böschungen und in den Gräben nicht etwa so lange, bis das „Mähen zu Futterzwecken lohnt" —ius.

Neue Dollarnoten.

Ab 1. Juli d. Js. werden von dem Finanzministerium der Vereinigten Staaten von Nordamerika neue Dollarnoten herausgegeben, die im Format kleiner als die bisherigen sind. Die Ausgabe der neuen Noten zieht nicht die Verpflichtung der Einwechselung der alten Noten nach sich.

Der Einfluß der Futtermittel auf die Milch und Butter.

Jedes Futter hat besondere Eigenschaften, die auf die Milch und die Butter einwirken.

Bei der Verfütterung von Rüben und Rübenblättern wird die Butter hart und bröckelig. Rohe Kartoffeln erzeugen eine abnorme feste und krümelige Butter. Wenn das Grünfutter schon alt ist, dann wird die Butter hart. Dasselbe gilt auch von den Hülsenfrüchten. Kokos- und Palmkernkuchen und Baumwollsaatmehl haben die gleichen Eigenschaften, dagegen geben Sesamkuchen und Rapskuchen ein weiches Butterfett ab. Junges Grünfutter erzeugt eine weiche Butter. Wird viel Mais, Maisschlempe und Reisfuttermehl verfüttert, dann wird die Butter weich und schmierig. Bei Verfütterung von Hafer und Weizenkleie erhält man eine Butter mit mildem Geschmack. Bei Verabreichung von viel Stroh, Rüben, Mohnkuchen, Baumwollsaatmehl erhält die Butter eine weiße Farbe. Uebermäßige Strohfütterung gibt der Milch auch einen etwas salzigen Geschmack. Eine schöne gelbe Farbe erhält die Butter nach Verfütterung von jungem Grün und Mohrrüben. Streng und scharf sind Geruch und Geschmack bei Buchweizen- und Rapskuchenverfütterung.

Der Wohlgeschmack der Milch und der Butter wird sehr gefördert durch Verfütterung von jungem Grün, von Gräsern, Klee, Seradella, Luzerne, Möhren und Hafer.

Merkwürdige Melkmaßnahmen.

Nicht alle Kühe geben beim Melken die Milch sofort her.

Vielfach kommt es vor, daß das Tier infolge Ungeschicklichkeit des Melkers oder auch aus Angst, Aufregung usw. die Milch zurückbehält oder „aufzieht", wie der Melker sagt. Es handelt sich dabei um eine Erscheinung, die nicht auf eine willkürliche Tätigkeit zurückzuführen ist, sondern man nimmt dabei an, daß es sich um eine auf nervösen Reizen beruhende Zusammenziehung der Muskulatur der Zitzenwand handelt.

Kräftiges oder gar gewaltsames Melken, bezw. Bearbeiten des Euters behebt nur selten diesen Zustand. Vielmehr kommt man in der Regel viel weiter, wenn man mit Geduld, durch Streicheln, freundliches Zureden die Kuh zur Hergabe der Milch zu beeinflussen sucht.

Eigentümlich mutet ein anderes Verfahren an, das ein siebenbürgerischer Tierarzt mit Erfolg angewendet hat. Mit einem Irrigatorschlauch wurde Luft in die Scheide eingeblasen, was zur Folge hatte, daß die Kuh die Milch willig hergab. Man muß annehmen, daß durch das Einblasen der Luft ein ablenkender Reiz entsteht, so daß die Milch beim Melken aus dem Zitzkanal des Euters austritt.

Noch eigenartiger sind die Melkmaßnahmen in solchen Fällen bei vielen afrikanischen Hirtenstämmen. So soll es recht häufig vorkommen, daß sich die afrikanische Kuh erst dann melken läßt, wenn das Kalb einen Augenblick gesaugt hat. Stirbt nun das Kalb oder wird es geschlachtet, so behält die Kuh infolge der ausbleibenden Erregung des Euters die Milch zurück.

Noch anders ist ein Verfahren, das auch angewandt wird, um die Kuh melken zu können: Ist das Kalb gestorben, so wird das Fell abgezogen, mit Heu ausgestopft und dann so der Mutter vorgehalten. An dem Geruch des Felles glaubt die Mutter ihr Kalb zu erkennen, und läßt sich dann willig melken.

Das Ferkelgewicht

erreicht in der ersten Lebenswoche das Doppelte des Geburtsgewichts. Hat also eine Sau zehn Ferkel geworfen, die zusammen 12 Kilogramm wiegen, so ist bei normaler Entwicklung das Gewicht nach einer Woche auf 24 Kilogramm gestiegen. Weiterhin nimmt jedes Ferkel bis Ende der dritten Woche täglich 120 bis 150 Gramm zu. Da die Ferkel bis dahin meist noch nicht fressen und auch nicht fressen sollen, kann man sich vorstellen, welch ungeheure Mengen an Nährstoffen das Mutterschwein in seinem Leibe produzieren muß. Schnell wachsende Tiere setzen nun wenig Fett an, benötigen aber viel Eiweiß. Deshalb muß auch das Mutterschwein eiweißreiche Nahrung wie Milch, Kleie, Schrot, Fisch- und Fleischmehl erhalten.

Genossenschaftswesen

Genossenschaftliche Kleinarbeit.

Genossenschaftsarbeit ist und muß Kleinarbeit sein. Ein ganzer Kranz von genossenschaftlichen Vorträgen und Berichten ist gezwungen und durch ihn zieht sich wie ein roter Faden der Aufruf zur Selbsthilfe und Kleinarbeit.

Die Kleinarbeit zeigt sich vornehmlich in zwei Aufgaben:

1. **Die bestehende Generation zur Genossenschaft heranzuziehen, so weit sie noch fernsteht, dann aber auch, um diese Arbeit zu erleichtern, das Aus-dem-Felde-Schlagen der Unkenntnis in der Genossenschaft selbst.**
2. **den genossenschaftlichen Nachwuchs zu sichern — also Schulung der Jugend.**

Das Hauptarbeitsfeld der genossenschaftlichen Kleinarbeit liegt in der Jugend. Der jugendliche Nachwuchs muß gesichert werden. Darin sind sich die Führer längst klar. In dieser Aufgabe liegt das Zeit- und Zukunftsproblem. Wird es arbeitsfreudig gelöst, dann ist dem Genossenschaftwesen eine Zukunft gesichert. Wie aus den Fachschriften bekannt sein dürfte, sind die Anfänge zur genossenschaftlichen Jugendschulung bereits gemacht. Diese Jugendschulung muß sich bis aufs Dorf erstrecken; denn die Stärke des Genossenschaftswesens liegt in gesunden, starken Einzelgenossenschaften, die auf dem platten Lande zu Hause sind. Man verweise nicht auf das genossenschaftlich vorgeschrittene Ausland, nein, umsomehr bemühe man sich, ein genossenschaftliches Gebäude mit jugendfrischem Blut und Geist zu schaffen und zu fördern.

Noch weniger will es mir scheinen, dem Genossenschaftswesen einen Platz im Lehrplan der ländlichen Fortbildungsschule zu sichern. Ihr Zweck liegt darin, die schulentlassene Jugend mit allen Berufsfragen vertraut zu machen, sie für das praktische Leben zu schulen, sie für die Lebenskämpfe zu wappnen. Einst treten sie das Erbe ihrer Väter an und sind auf eigene Füße gestellt. Zu dieser Zeit sollen sie den Weg zur Genossenschaft finden, die ihre Väter ins Leben gerufen haben. Der Lehrer wird sicherlich dem Wunsche Rechnung tragen, zumal vielfach er selbst Mitglied des Verwaltungsorgans ist. Erwähnt werden soll auch die Spareinlagewerbung.

Den öffentlichen Instituten ist ein Werbefeldzug leichter gemacht, da sie Gelder für Inserate auswerfen können, nicht aber die ländlichen Spar- und Darlehnskassen. Sie müssen auch hier Sparpolitik treiben.

Der ausgiebigen Spareinlagewerbung darf kein Termin gesetzt werden, sie muß eine dauernde sein. Sich mehrende Spareinlagen vergrößern das Betriebskapital und geben der Kreditgewährung eine größere Basis. Aus allen Strömungen schält sich heute der gesunde Kern heraus. **Die heutige Kreditpolitik muß ruhen auf den Schultern eines sich rege tätigenden Sparsinns und rentabler Wirtschaftsführung der Bevölkerung, das ist praktische Selbsthilfe.**

Gemüse-, Obst- u. Gartenbau

Die Gemüseernte.

Die Gemüserente ist wohl die angenehmste Arbeit für den Gartenbesitzer. So einfach aber die Arbeit auch ist, so erfordert dieselbe doch manche Erfahrung. Wird nicht sorgfältig geerntet, dann wird durch die begangenen Fehler nicht nur die Qualität, sondern auch die Haltbarkeit der Gartenerzeugnisse beeinträchtigt. Von welcher Wichtigkeit die Art der Ernte auf den Zustand der Gemüse ist, beweisen die strengen Vorschriften, die von den Konservenfabrikanten ihren Lieferanten aufgelegt werden.

Bei der Ernte der Hülsenfrüchte heißt die Hauptregel: Je jünger, desto feiner. Die Bohnen aber sollten dann geerntet werden, wenn die Samen etwa linsengroß sind, denn sowohl beim Frischkochen als auch namentlich zum Dörren und Einmachen sollen nur weiche, allerjüngste Schoten genommen werden, da alte und holzige Schoten hart bleiben, man mag machen, was man will. Brauchbar sind die Bohnen so lange, als sie beim Umbiegen knackend abbrechen und der Bruch glasig und saftig grün bleibt. Sind die Bohnen geerntet, dann darf ihre Bearbeitung nicht auf die lange Bank geschoben werden. — Hängen die Erbsen zu lange, so werden die Samen mehlig oder bitter. Wenn die am weitesten entwickelten Samen mehlig werden, ist die Zeit der Ernte herangekommen. In Bezug auf die Erbsen muß außerdem heuer noch auf einen Umstand hingewiesen werden, der viel zu wenig beachtet wird. Nicht alle Sorten halten nämlich beim Kochen bezw. Konservieren ihre lebhafte grüne Farbe, sondern manche werden unansehlich grau oder gelb. Außerdem gibt es auch Sorten, die das Korn sehr ungleichmäßig entwickeln. Am besten und dankbarsten (auch widerstandsfähigsten!) sind die grüne Schnabel- und die grünbleibende Folgererbse. Bei Bohnen bevorzugt man neuerdings die fadenlosen Sorten, von denen auch im Geschmack Hinrichs Riesen mit weißen Kernen bevorzugt werden muß. Die Erbsen und Bohnen sollen möglichst kühl und in ganz dünnen Lagen aufbewahrt werden, wenn man sie nicht sofort verarbeiten kann. Bleiben sie in Körben, Säcken oder auf Haufen liegen, so erwärmen sie sich und verlieren so an Haltbarkeit und Wohlgeschmack.

Wintergemüse sollte so spät als möglich geerntet werden. Zu den Wintergemüsen rechnen wir Weißkraut, Rotkraut, Wirsing, Kohlrabi, Winterendivien und Sellerie. Alle Wintergemüse wachsen eigentlich erst vom 1. Oktober an energisch in Masse. Zweifellos ist es so, daß die nebligen und dunstigen Nächte das Wachstum besonders begünstigen. Freilich kann es, wie im Jahr 1922 vorkommen, daß Oktoberfröste schon 12 bis 15 Grad Kälte bringen und Schaden anrichten. Aber mit unnormalen Jahren rechnet der Gartenbesitzer nicht. Er weiß, daß abgesehen von einigen Nachtfrösten strenge Fröste nicht vor Ende November auftreten. Am größten ist der Ertragsunterschied beim Sellerie. Man hat gefunden, daß zwischen Sellerie, der Anfang Oktober, und solchem, der Mitte November geerntet wurde, der Ertragsunterschied 20 Prozent betrug. Für die Haltbarkeit der Gemüse, die im Keller eingelegt werden, ist es außerdem nur förderlich, wenn über Beete und Äcker einige strenge Fröste hinweggegangen sind, da die Gewebe dann besser ausreifen und im Einschlag nicht so leicht faulen. Natürlich dürfen die Gemüse, besonders aber Kohl und Endivien nur im vollständig aufgetauten und abgetrockneten Zustand geerntet werden, nämlich erst dann, wenn der Reif abgebaut und abgetrocknet ist. Wird dies versäumt, so hat man größere Ausfälle, weil das Gemüse leicht fault. Der Wirsing ist dann am feinsten, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden. Wirsing und Kraut, die durch Einschlagen im Keller haltbar gemacht sollen, muß man möglichst bald in den Einschlag bringen, der natürlich möglichst lange offen gehalten werden soll. Weißkraut oder Wirsing, der zur Herstellung von Sauerkraut verwendet werden soll, muß auf den Beeten einige Zeit in meterhohen Haufen liegen, da die Gewebe dann welken und Wasser abgeben. Die Folge davon ist, daß das Kraut beim Salzen nicht so zusammenfällt, nicht so viel Wasser zieht, daß also das Einsäuern gleichmäßiger vor sich geht. Natürlich eignet sich Wirsing, was wenig bekann sein dürfte — sehr gut zur Herstellung von Sauerkraut; er ist sogar schmackhafter und zarter als das eigentliche Sauerkraut.

Die Tomaten, die nicht ausreifen, sind keineswegs verloren. Die zwar noch voll ausgewachsenen, aber noch grünen Früchte, reifen dann völlig nach, wenn sie hinter einem sonnigen Fenster liegen. Natürlich können sie auch wie Gurken eingesalzen oder eingesäuert werden. Die Blättergemüse dürfen nicht in Samen schießen da sie sonst wenig schmackhaft sind und Blähungen verursachen. Die Wurzelgemüse sind am feinsten, wenn sie frisch aus der Erde kommen. Im Winter müssen sie im feuchten Sand eingeschlagen und in Form einer Gemüsepyramide angeordnet werden.

Die Abfälle müssen sofort beseitigt werden! Bei allen Gemüsen gibt es Abfälle: bei Kohl sind es Strünke und abfallende Blätter, bei Tomaten und Hülsenfrüchten das Kraut, ebenso bei Gurken, Melonen und Kürbis die Ranken. Nur das Kraut von Erbsen und Bohnen darf an Ort und Stelle eingegraben werden, denn es verbessert den Boden. Indem diese Ranken verwesen, führen sie dem Boden nicht nur Humus zu, sondern auch den aus der Luft gebundenen Stickstoff. Die Abfälle der übrigen Gemüsesorten müssen jedoch verbrannt werden. Das gilt besonders von den Kohlstrünken. Leider wird häufig der Fehler gemacht, daß diese Abfälle zur Kompostierung verwendet werden. Das ist grundverkehrt, weil alle Pflanzenteile mehr oder weniger mit Krankheiten befallen sind. Wer guten, wertvollen Kompost herstellen will, der braucht nicht die Gemüseabfälle dazu zu verwenden, sondern der benutzt das Wald- und Gartenherbstlaub.